

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **2 (1934-1935)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gefähr sechzig Jahren, wovon er die Hälfte in selbtherrlich gewollten Leiden zugebracht. Aus dem Kreis derer, die aus Liebe oder Neugier Zeugen seines Sterbens waren, ist uns überliefert, daß der Protopope noch in den Flammen die Hand mit zwei gereckten Fingern emporhob . . .

Ein gebildeter Russe unserer Tage hat geurteilt, Awwakums letzte Botschaft sei das größte literarische Denkmal Rußlands zwischen dem Igorlied und Lomonossows Oden, das heißt aus einem Zeitraum von mehr als fünfhundert Jahren. Wir meinen, daß ihm darüber hinaus eine allgemein menschliche Bedeutung zukomme, und schlagen vor, ihm einen dauernden Platz im Gedächtnis der Menschheit anzuweisen. Das Leben wäre nicht mehr lebenswert, wenn Awwakum ganz ohne seinesgleichen bliebe. Er hat in diesem Sinn ein Recht auf das Gehör der Nachwelt. Vom Reich der Schönheit freilich ist er ausgeschlossen. Und dies laut eines unverbrüchlichen Gesetzes. Es bleibt uns nur noch übrig, dasselbe zu erläutern. Nach einer altrussischen Legende gebrach den Mönchen eines Klosters, das von seinen Angehörigen nächtliches Stehen verlangte, die Kraft dazu in dem Augenblick, da eine unbekannte Macht Blumen auf sie niederfallen ließ. Die Gewalt der Schönheit bricht den Menschen. Awwakum beugte sich nicht unter sie. Aber darum ist er doch nicht ohne Heimat. Ein russischer Denker von europäischer Erfahrung, Tschaadajeff, schrieb diesen schicksalhaften Satz: «Alle großen Dinge kommen aus der Wüste».

KLEINE RUNDSCHAU

Wirtschaft und Kultur

Vorträge aus dem Nachlass von Julius Landmann

Verlag B. Schwabe, Basel

Aus dem Nachlaß von Julius Landmann sind zur zweiten Wiederkehr seines Todestages drei Vorträge erschienen, die auf wenigen Seiten ein großes wirtschafts- und kultursoziologisches Wissensbild entwickeln. Die Vorträge des berühmten Basler Nationalökonomen über den kurialen Ursprung der Hochfinanz, die Dialoge des Abbé Galiani über den Getreidehandel, und die Psychologie des Börseaners gehören zu den schönsten kulturwissenschaftlichen Beiträgen seit Burckhardt und Viktor Hehn.

Der Vortrag über den Ursprung des Hochkapitalismus aus dem Kreise der päpstlichen Finanzverwaltung hat schon 1929 die Hörer mit dem Erstaunen erfüllt, das eine überraschend neue und überzeugende Sicht auszulösen pflegt.

Aus den kirchlichen Einnahmen der Kurie, der allgemeinen Kirchensteuer, den Kreuzzugszehnten und Abbläßgeldern wurde eine solche Kumulation von Kapital hervorgerufen, daß eine weltumspannende kuriale Finanzverwaltung nötig wurde. Ihre Aufgaben waren folgende: 1. Abgaben in ganz Europa zu erheben. 2. Die aus ganz Europa zum Teil nur in Naturalien erhältlichen Abgaben der Kurie in Rom oder anderswo bereit zu halten. 3. Durch Kreditgewährung der Camera Apostolica oder den Zahlungspflichtigen ihre Leistungen zu ermöglichen.

An Hand dieser Aufgaben hat sich ein neuer Stand der Hochfinanziers entwickelt: Zunächst die Generalkollektoren, deren jeder eine oder auch mehrere Kirchenprovinzen zur Verwaltung erhielt, dann aber die Subkollektoren, die an der Spitze einer Diözese standen, und schließlich die Mercatores, die Finanzagenten, Vertreter der mit der Kurie verbundenen großen Handelshäuser, die mit den Generalkollektoren reisen mußten. Diese Finanzagenten waren es, die durch Warenhandelsgeschäfte, Geldwechsel-, Geldüberweisungs- und Kreditgeschäfte mannigfachster Art zu den eigentlichen Hochfinanziers des Renaissancezeitalters wurden und im Laufe der Zeit das Amt des Kollektors überhaupt an sich rissen.

Die Krönung dieser Organisation, welche die Mittel zur kurialen Kriegsführung, aber auch diejenigen zum Baue von St. Peter bereitstellte, war die Schaffung eines geregelten Depositenverkehrs, zwischen der Camera Apostolica und einer Elite der Handelshäuser. Die für die Kurie eingezogenen Beiträge wurden seitdem in den großen Filialhäusern dieser Bank und Handelsfirmen deponiert und zur ständigen Verfügung des Papstes gehalten. Aus dieser Organisation erwuchs «die fast absolute Beherrschung des großen europäischen Finanzgeschäftes durch die im Schatten der Kurie groß gewordenen Finanzhäuser.» Diese Kumulation von Kapitalien aus aller Welt in den italienischen Kulturzentren führte zur Bildung der die Persönlichkeit befreienden großen Vermögen, in denen die sozialwirtschaftlichen Voraussetzungen der italienischen Renaissance zu suchen sind.

Die Mitte des Buches bildet die Abhandlung über die Dialoge des Abbé Galiani, die eine ganze Kulturgeschichte des italienischen 18. Jahrhunderts und seines genialen Vertreters glänzendes Bildnis gibt. Die Meisterschaft dieser Schilderung ist vollkommen. Aus dem Italien des leichten und lockeren Lebens, der Salons, der Oper, der Commedia dell'Arte, ragen einige Persönlichkeiten hervor, die, wie Alessandro Volta, der Physiker, der Geschichtsphilosoph Gian Batt. Vico, der Philologe Muratori, der Dichter Goldoni und Galiani, der Ökonom mit den größten Männern der Zeit in Wettbewerb treten.

Galiani ist 1728 in Neapel geboren. Sein erstes Werk «Della Moneta» ist schon als die «fast klassische Darlegung einer ökonomischen Theorie des Geldes» anzusprechen. Von 1759—1769 war Galiani Sekretär der italienischen Gesandtschaft in Paris, und dort hat er die Anregungen und das Wissen zu seinen berühmten Dialogen gesammelt. 1787 ist er in Neapel gestorben.

Ein Weiser und ein Possenreißer, so nennt ihn sein Biograph, erzogen im

Umgang mit den auserwählten Geistern Italiens, Frankreichs, Europas, — Plato mit den Gesten und der Verve eines Harlekin, wie ihn Grimm beschreibt, ein Harlekin mit dem Kopf des Macchiavelli, wie Marmontel sagte, genußsüchtig, skeptisch, ein glänzender Gesellschafter, Diplomat und Staatsmann, und einer der kunstsinnigsten Briefschreiber aller Zeiten.

Die Dialoge über den Getreidehandel sind eine politische Kampfschrift gegen die Physiokraten und ihre Verehrung der Naturgesetze. «Die physiokratische Lehre fußt auf allgemeinen Gesetzen der Natur, die Galianis auf den besonderen Umständen der Menschenwelt. Jene auf Descartes, diese auf Vico.» Die Ideen Galianis sind bestimmt durch den Anblick der grauenhaften Hungersnot von 1764 in Neapel. Hier ist ihm der physiokratische Glaube an eine prästabilierte Harmonie zunichte geworden, und er erkannte, daß Volksernährung Sache des politischen Handelns ist und nicht des verantwortungslosen *laissez faire*.

Das lebendige Auge für die besonderen Umstände von Zeit und Ort und Menschen ist Galiani zu eigen. «Er weiß, daß das heute gültige nicht auch morgen und das in Neapel gültige nicht auch in Paris gelten muß.» Er weiß, daß für den Handel mit Industrieerzeugnissen andere Gesetze gelten müssen als für den Getreidehandel. So gewinnt er die Maximen des wirtschaftspolitischen Handelns aus dem Zusammenhang von Volk und Landschaft, von Wirtschaft und Staat. Volle Getreidefreiheit (Freihandel) wäre nur möglich bei unbeschränktem Vertrauen des Volkes in die Regierung. Dieses aber ist nie zu erzielen. Die erste Teuerung ist der Anlaß zum Aufbruch. Galiani ist ein Feind der Revolution. «Zwei oder drei Generationen haben unter einer Revolution zu leiden, den Vorteil zieht daraus erst die Nachwelt. Die Nachwelt ist aber etwas nur Mögliches, wir selbst sind etwas Wirkliches. Und also behalten Sie Ihre Regierung und Ihr Getreide.» In diesem konservativen Willen zur Erhaltung des politisch Bestehenden verklingt das Werk.

Der letzte der Vorträge «Zur Psychologie des Börseaners» trägt nach dem Wort des Verfassers den Charakter einer Bußhandlung. Die Anführung des Nietzschewortes (Müßiggang ist aller Psychologie Anfang, — sollte gar die Psychologie ein Laster sein?) auf einer Konferenz der Friedrich-List-Gesellschaft, hat den Autor veranlaßt, sich zur Buße einmal selbst in die Reihe der Wirtschaftspsychologen zu stellen. Frucht dieser Sühnehandlung ist der in das innerste Menschliche eines ganzen Berufsstandes dringende und sein Wesen aussagende Vortrag, der einen tiefen Ernst mit attischer Heiterkeit und urbaner Ironie verbindet.

Eine Begriffsbestimmung der Börse steht am Anfang dieser Studie. Sie ist nach Moltke ein wesentliches Fundament unseres Staatslebens, nach Maybach ein Giftbaum, nach Schmoller das Gehirn der Volkswirtschaft, nach Gomoll die kapitalistische Mausefalle und nach Ruhland ein Monte Carlo ohne Musik. Über all diesem Wechsel der Bewertungen sieht Landmann in der Börse «einen organisierten Markt fungibler Werte», sowie den einzigen Markt, auf welchem auch ohne Sachkunde und doch mit Erfolg gehandelt werden kann.

In Zeiten des Hochkapitalismus ist das Lebenselement der Börse die Spekulation. Diese erfüllt eine wichtige volkswirtschaftliche Funktion, «indem sie erst künftig eintretenden, aber heute schon voraussehbaren Ereignissen sofortigen Einfluß auf die Preisgestaltung ermöglicht.»

Die Psychologie des Börseaners umfaßt die Angehörigen der berufsmäßigen Spekulation im Börsensaal, und solche der nichtberufsmäßigen Spekulation außerhalb des Börsensaals, die aber an den Geschäften der Börse leidenschaftlich beteiligt sind. In einer glänzenden Kontrastierung mit dem Typus des Unternehmers wird nun die Psychologie des Börseaners entwickelt. Entgegen dem an eine bestimmte Sachwelt gebundenen Unternehmer erschöpft sich der Börseaner in einem «rein formalen Markthandeln», das durch eine unabsehbare Reihe von Vertragsabschlüssen Gewinne erzielen will. Der Börseaner ist zur Passivität verurteilt. Die Bedingungen seines Erfolges kann er nicht beeinflussen. Es sind die Imponderabilien von Wirtschaft und Politik. Der Besuch der Börse bildet den ganzen Inhalt seiner Berufstätigkeit.

Die Abhängigkeit von den Ereignissen der Außenwelt, «das fieberhafte Streben, diese Ereignisse rechtzeitig zu erfahren, der Kursreaktion zuzuvorkommen, führen zu einer ebenso starken Erregtheit wie Erregbarkeit». Der Börseaner ist immer im Affekt. Er ist Skeptiker, aber er ist leichtgläubig, denn alles ist möglich. Der einzige Genuß, den er kennt, ist Erregungsgenuß. Sein Leben ist der Bewegung des Kreisels vergleichbar, der sich immer nur um seine eigene Achse dreht, bald taumelt und kreist, bald steht, bald fällt, und nach einem letzten Rollen regungslos liegen bleibt.

Die hervorragende Gabe des Gestaltens und der Kulturschilderung, die Landmann eignete, ist schon von Edgar Salin in seiner Basler Gedächtnisrede betont worden. «Sein Sinn für die menschliche und geistige Verwurzelung auch des wirtschaftlichen Handelns und zumal seine gestalterische Kraft, welche große Geschehnisse in einer kleinen belehrenden oder symbolischen Erzählung zusammenfaßt.» Diese hat ihn befähigt, «nicht die Menschen aus ihren Taten, sondern die Taten aus den Menschen, aus ihrer menschlichen Größe wie aus ihren kleinen Menschlichkeiten» verständlich zu machen. F. Cronheim.

James F. Muirhead, ein Freund der Schweiz †

Wenige Wochen, nachdem ich in dieser Zeitschrift auf das Wirken J. F. Muirheads für Spitteler in England hinwies, ist er kurz nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres in London gestorben.

Die «Times» begann ihren Nachruf mit den Worten, daß der Tod dieses Mannes, der so vielfältige Interessen hatte und eine so anziehende Persönlichkeit war, von einem weiten Kreise von Freunden betrauert würde. Der Kreis der Freunde Muirheads reichte weit über England hinaus. In England war das Verständnis für die Eigenart und besondere Bedeutung schweizerischer Poesie nicht eben weit verbreitet, ob man nun an Spitteler oder an Gottfried Keller oder Conrad Ferdinand Meyer denkt. Das Eintreten Muirheads für Spitteler und sein küh-

ner und gewagter Versuch, der unseres Erachtens gelungen ist, Teile des Werkes Spittelers der literarischen Welt Englands in englischer Sprache zugänglich zu machen, war deshalb von bahnbrechender Bedeutung.

Die Vielseitigkeit der Interessen Muirheads war erstaunlich. Von Geburt ein Schotte — er stammte aus Glasgow — wurde er nach Ablegung der Universitäts-Examina General Editor der englischen Ausgabe des Baedeker, schrieb außerdem ein vielbeachtetes Werk «America: Land of contrasts» und arbeitete regelmäßig in der New York Nation mit. Im Jahre 1926 schrieb er seinen «Wayfarer in Switzerland» und war neben alledem einer der überzeugtesten Verfechter der Theorien des Bodenreformers Henry George, — er war dabei, ein

abschließendes Buch hierüber zu vollenden, als ihn der Tod ereilte. Muirhead war eine der gewinnendsten Persönlichkeiten, denen man im Leben begegnen kann. Arbeitsfähig und gesund beinahe bis zum letzten Tage — noch im letzten Jahre spielte er Tennis — hatte er ein offenes Ohr und Auge für alles, was in der literarischen Welt vor sich ging. Er war von jener Güte, von der Spitteler sagt, daß sie einen ganzen Rosenkranz entstellender

Eigenschaften aufzuwiegen vermag, ohne daß die letzteren sein eigen waren. Sein Leben war nicht frei von Tragik, da von seinen Kindern nur seine Tochter ihn überlebte, seine beiden Söhne waren im Krieg gefallen.

Mit seinem Tode dürfte die Hoffnung, eine Übertragung des Olympischen Frühlings ins Englische zu erhalten, für lange Zeit hinfällig geworden sein. Rudolf Gottschalk

Arnold Büchli: Sagen aus Graubünden

I. Teil. Verlag Sauerländer, Aarau.

Wie Wallis ist auch Bünden das Land schroffer Gegensätze, der Hochgebirgs-Wildeinsamkeit und der Obst- und Weingarten-Idylle. Über den Gräten die Gletscherwüste, in den Gründen Oasen der Fruchtbarkeit. Der Gegensätze auch auf dem Gebiet der Sprache, von Tal zu Tal eine von Bergmauern umgrenzte Verschiedenheit, nicht nur in der Mundart und im Gegeben der Bergleute, auch in den Formen der Überlieferung. Dank der Abgeschlossenheit und Verkehrsarmut in den rätschen Tälern ist das Sagengut erhalten geblieben. Beweis die vorliegende Sammlung. Manches hat der Verfasser von Sennen, Hirten und Jägern vernommen, anderes aus Schriften und Sammlungen geschöpft und so ist ein schönes Sagenbuch geworden.

Wer mit der Sagenwelt unserer Hochgebirgstäler vertraut ist, findet hier die bekannten Motive fast alle wieder, was nicht verwunderlich ist, denn gleiche Lebensbedingungen, gleiche Schicksale, verwandte Sagenschätze. Auch wo Überlieferung in Geschichte übergeht, spinnt die Volksphtasie dieselben Fäden. Köstlich ist es, bei Büchli zu lesen, wie der Urgeist der Demokratie den Machtgelüstigen an den Kragen geht und ihre Plackereien an der Unerschrockenheit der Untertanen zuschanden werden.

Wie im Wallis, Berneroberrland und anderswo, haben auch in Bünden die Venediger als Schatzgräber ihre Rolle gespielt. Hexen und Stridel treiben ihr spukhaftes Gewerbe, Riesen und Zwerge bereichern und berauben die

Talleute, je nach dem Stand der nachbarlichen Verhältnisse. Menschenfresser und Ungeheuer bedrohen den Frieden der «guten alten Zeit».

Die katholische Religion und die von Schnee und Eis glitzernden Bergkämme geben den Bündnersagen Gesicht und Gewand. Fast alle Motive, die uns aus der Antike und den mittelalterlichen Mythen geläufig sind, wie die Polyphemsage, das Tantalus- und Sisyphusmotiv, die Griseldis-Mären, kehren vielfach variiert und lokal gefärbt wieder.

Es wäre ganz interessant, in einem besonderen Buch die Varianten der verschiedenen Täler nebeneinander zu reihen und das Gleichartige und Abweichende hervorzuheben.

Die Sagen von der schönen Madrisa, von Hänsel und Gretel, den Violas in Val Faller, den Kohlen, die sich in Gold verwandeln, den Vihschelmen und so viele andere werden hier wie dort mit derselben Lokalfärbung erzählt.

Von den Blaubartsagen, dem Viehrücken und den Paradiessagen werden wir, wie ich annehme, in dem zweiten Band erfahren, den uns der Verfasser in Aussicht stellt.

Die Zeichnungen sind kräftig im Strich und dem Formwillen der Kinder angepaßt. Wiederholungen der gleichen Skizze hätte man vermeiden können.

Büchli erzählt gut, nicht zu knapp, nicht zu ausführlich, eben recht, die Jugend zu packen.

Johannes Jegerlehner.